Briefe an den Redaktor

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : die führende Militärzeitschrift der Schweiz**

Band (Jahr): **72 (1997)**

Heft 11

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Briefe an den Redaktor

SOLIDARITÄTSSTIFTUNG

Sehr geehrter Herr Oberst Hungerbühler
Leserbrief in unserer Militärzeitschrift «Schweizer Soldat» betreffend die Schweizerische Solidaritätsstiftung.
Der Verfasser des Leserbriefes betreffend die Schweizerische Stiftung für Solidarität, ein gewisser K. Villiger, ohne Adressangabe, versucht auf diesem Wege uns ehemaligen Aktivdienstsoldaten diesen Fonds schmackhaft zu machen. Es ist unverschämt, dass der schweizerische Bundesrat sowie der Nationalbankdirektor unser Staatsvermögen, also die Nationalbank-Goldreserven, ausplündern wollen, um diese Stiftung zu eröffnen. Damit hatten sich der Bundesrat und die Verwaltung der Nationalbank von den jüdischen Organisationen erpressen lassen, und zur Schadensbehebung hat man diesem Druck nachgegeben. Ich hatte verschiedentlich Gelegenheit, in jüdischen Kreisen in den USA über diesen Sachverhalt zu diskutieren. Die Errichtung dieses Fonds wurde eindeutig als Entschuldigung für begangenes Unrecht aufgefasst, und dies ist eine bittere Schmach für unsere Aktivdienstgeneration.
Die geschichtliche Zusammenfassung der Lage in der Schweiz im Zweiten Weltkrieg zeigt eindeutig, dass die Verantwortlichen damals einen einzigen Auftrag hatten: unser Land vor dem Krieg zu verschonen. Sie haben diesen Auftrag vortrefflich erfüllt – durch die militärische Landesverteidigung, durch die Neutralität, durch die Kriegsvorsorge und durch eine kontrollierte Handelspolitik nach allen Seiten. Unsere Behörden hatten eine grossartige Leistung vollbracht. Wir damaligen Aktivdienstsoldaten waren bereit, für unser geliebtes Vaterland zu sterben. Unter der ausgezeichneten Führung unseres hochverehrten General Guisan hatten wir unter vielen Verzichten und Opfern gemeinsam eine brillante, grossartige Leistung vollbracht. Aus diesem Grunde empfinden wir diese falschen Anschuldigungen aus dem Ausland und zugleich von gewissen Parteigenossen im Inland als eine schwere Beleidigung und lehnen die Zementierung dieser Anschuldigungen durch die Anlage einer Schweizerischen Stiftung für Solidarität ab. *Jakob Wagner, zurzeit in New York*

VOM MARSCHIEREN

Sehr geehrter Herr Oberst
Am 11. April las ich in der «Basler Zeitung» unter dem Titel «Inf Rgt 22 rückt im Mai ein»: «Dabei dürfen die Basler Füsiliere eine positive Seite des neuen Armeeleitbildes zur Kenntnis nehmen: Disloziert wird ausschliesslich mit Fahrzeugen, die berühmten längeren ‹Wanderungen› am ersten WK-Tag gehören der Vergangenheit an.»
Früher wusste der Kommandant einer Inf RS, dass die Rekruten lieber fahren als marschieren und die schweren Marschschuhe nicht gewöhnt sind. Dementsprechend baute er das Marschtraining auf. Er verbot vorerst, dass in den Marschschuhen gerannt und gesprungen wurde und verlangte ein ruhiges Marschtempo, das die Zugführer mit der Uhr in der Hand kontrollieren mussten. So marschierten in der vierten Woche die KP 30 km ohne Ausfälle und in der Felddienstverlegung ebenso ohne Ausfälle mit Vollpackung mehrmals 50 km und gelegentlich etwas mehr. Aber immer kontrollierte der vorderste Zugführer das Tempo mit der Uhr in der Hand.
Wenn ich heute Soldaten marschieren sehe, so habe ich oft den Eindruck, dass das heute nicht mehr so ist. Heute haben wir viele höhere Kommandanten, die nie mit der Uhr in der Hand das Tempo ihrer Kp kontrolliert haben und für das Marschieren kein Interesse haben.
Man hat offenbar vergessen, dass unsere Armee neben anderem auch zum Kriegführen kommen könnte. Im Kriege kommt es nicht selten vor, dass Fahrzeuge ausfallen und dass der Betriebstoff fehlt. Dann muss man eben marschieren, und zwar so, dass man am Orte des Einsatzes noch aktionsfähig ist. Denn, was nützen Männer, die mit Sturmgewehr und Panzerabwehrwaffen ausgebildet sind, wenn man sie nicht dorthin verschieben kann, wo man sie braucht? *Walter Höhn, Liestal*

ZUR GEGENWÄRTIGEN DISKUSSION UM DIE SCHWEIZERISCHE SICHERHEITSPOLITIK

Herr Oberst
Gegenwärtig werden von Militärfachleuten parallel mit der Arbeit der Strategiekommission Brunner Fragen über die zukünftige schweizerische Sicherheitspolitik zur Diskussion gestellt (zum Beispiel «ASMZ» Nr. 4 und 5/1997; «NZZ» Nr. 126 vom 4. Juni 1997). Dabei fällt auf, dass über das heutige Hauptproblem unseres Landes nicht gesprochen wird: die staatspolitische Ausrichtung der Schweiz. Was soll aus unserem Land werden? Unsere Sicherheitspolitik sieht anders aus, wenn wir der EU beitreten, als wenn wir ihr nicht angehören.
Die Frage der EU-Zugehörigkeit ist für unser Land primär nicht eine wirtschaftliche, sondern eine politische Frage. Dies um so mehr, als man über die weitere politische Entwicklung der EU im Ungewissen steckt. Für uns geht es um den Weiterbestand der direkten Demokratie und der verfassungsmässigen Volksrechte. Diese sind gefährdet, wenn man auf die seinerzeitigen Äusserungen des früheren EU-Vorsitzenden J. Delors oder des spanischen Staatssekretärs C. Westendorp abstellt. Für unsere Bevölkerung ist es auch nicht gerade vertrauenerweckend und hilfreich, wenn der jetzige Bundespräsident in einer Antwort zur Frage «Verfassungsreform und EU-Beitritt» folgendes festhält: «Initiative und Referendum würden durch einen EU-Beitritt an sich nicht in Frage gestellt. Allerdings würde sich ihre Tragweite verringern: in dem Umfang, in dem die Mitgliedstaaten Rechtssetzungszuständigkeiten auf die EU übertragen haben, würde in der Schweiz insbesondere das Referendumsrecht entfallen, und das Initiativrecht würde sich verändern. «In den gegenwärtigen Diskussionen um die staatspolitische Ausrichtung unseres Landes kann nicht verschwiegen werden, dass etliche Politiker, Wirtschaftsführer und Medienleute die politischen Konsequenzen nicht sehen oder sogar die Einschränkung der Volksrechte herbeiführen wollen. Schliesslich wäre noch anzumerken, dass gemäss Äusserungen des Völkerrechtsexperten Dietrich Schindler ein EU-Beitritt ohne Neutralitätsschmälerung nicht möglich wäre.
Für die jetzige staatspolitische Ausrichtung der Schweiz sind folgende sicherheitspolitische Gesichtspunkte zu beachten:

- Es geht nicht um die Frage «Neutralität oder Sicherheit», sondern es ist das Zusammenspiel «Sicherheit und Neutralität» im Auge zu behalten.
- Unser Recht auf Neutralität besteht immer noch. Die Haager-Konvention vom 10. Oktober 1907 ist weiterhin in Kraft. Die Beachtung des al 1 im Art 5 verlangt die bewaffnete Form der Neutralität. Die Handlungsfreiheit unserer Regierung muss in dem Sinne offen gehalten werden, dass sie im Zusammenhang mit einer sich eventuell entwickelnden neuen geopolitischen Lage die Neutralität der Schweiz gegenüber den in Auseinandersetzungen verwickelten Staaten erklären kann (wie 1914 und 1939). Die wichtige Aufgabe der Regierung, vor allem eines Kleinstaates, ist es u a auch, das Land aus einem Krieg herauszuhalten.
- Die Sicherheit unseres Landes wird in der heutigen aussenpolitischen Lage in Europa durch die Solidarität bezüglich der Mitwirkung bei friedenserhaltenden und Hilfseinsätzen, zum Beispiel bei Katastrophenlagen, gefördert. Gefördert in dem Sinne, dass wir die Fähigkeiten unserer Armee dem Ausland zeigen können und, dass wir die Organisation, Führungsgrundsätze und Arbeitsweise ausländischer Streitkräfte besser kennen und verstehen lernen. In der jetzigen europäischen Lage kommen wir meines Erachtens bei solchen Einsätzen mit der Neutralität nicht in Konflikt. Die Option «Übergang zur Neutralität» darf aber keinesfalls verbaut werden. Die «Visitenkarte», die wir mit dem Einsatz von Armeeformationen für unser Land bei solchen Einsätzen abgeben, setzt allerdings voraus, dass wir bestens ausgebildete Elemente zur Verfügung stellen. Es passt nicht zusammen, wenn gerade aus der Wirtschaft europäische Einsätze propagiert werden, die Wirtschaftsführer aber heute erhebliche Schwierigkeiten bereiten, wenn es um die Verbesserung der militärischen Ausbildung geht. Als massgeblichen Beitrag zur Sicherheit unseres Landes ist nämlich im militärischen Bereich eine klare Verbesserung im Sektor Ausbildung notwendig. Und schliesslich wäre es auch notwendig, die Armee wieder vermehrt zu zeigen. *Div a D H Wächter*

HURRA – SIE SIND WIEDER DA!

Sehr geehrter Herr Hungerbühler
Jene deutschen Journalisten nämlich, die an uns Schweizern keinen guten Faden lassen.
Damals, zu Zeiten des Tausendjährigen Reichs, polemisierte die gleichgeschaltete deutsche Presse unermüdlich gegen die kleine hässliche Schweiz. Hitler nannte uns das «erbärmlichste und widerwärtigste Volk und Staatengebilde», und sein Propagandaminister Dr Josef Goebbels diagnostizierte uns Schweizern «Dreck unter der Hirnschale».
So weit – so gut! Einige Zeit hatten wir dann Ruhe. In den Nachkriegsjahren war man in der Bundesrepublik damit beschäftigt, unsere Liebesgabenpakete zu öffnen und deshalb daran gehindert, Hetzartikel zu verfassen. Später sorgten der kalte Krieg, die Probleme mit der DDR, das deutsche Wirtschaftswunder und der Fall der Mauer für genügend Gesprächsstoff.
Heute jedoch, nachdem gewisse Kreise die Diskussion über das Verhalten unseres Landes während und nach dem Krieg vom Zaun gerissen haben, ist man wieder voll dabei. Die angesehene «Frankfurter Rundschau» etwa, kommentiert die Haltung der Schweiz als «skandalös» und fährt fort: «Die Haltung der Schweiz nach dem Krieg, als es um die Rückgabe des gestohlenen Goldes ging, belege, dass die Schweiz von überwiegend wirtschaftlicher Gier getrieben war. Und mit ihrem Widerstand gegen die Rückgabe definiere sich die Schweiz selbst als Kriegsgewinnler.» Und die «Süddeutsche Zeitung», aus der schwäbischen Nachbarschaft, räumt zwar ein: «Die Ursache des historischen Horrors bleibt Deutschland.» Beeilt sich dann aber festzustellen: «Doch wie die Schweiz mit ihrer schändlichen Vergangenheit umgegangen ist, das ist made in Switzerland und gehört genau so zur Schweiz wie all die feinen Dinge, auf die das Land so stolz ist ...»
Mit Verlaub: Wer hat denn das ganze Schlamassel angerichtet, das in der grössten Katastrophe unseres Jahrhunderts endete? Wer hat den Juden und den überfallenen Völkern das Gold gestohlen? Sicherlich nicht wir. Dafür haben wir riesige Mengen an Hilfsgütern ins zerbombte Deutschland geliefert und Tausende von unterernährten Kindern aus dem ehemaligen Dritten Reich aufgepäppelt, obwohl auch bei uns Mangel herrschte und die Lebensmittel noch bis 1948 rationiert waren!
Dessen sollte man sich bei unsern nördlichen Nachbarn erinnern – bevor man uns mit unsachlicher Kritik überschüttet.
Benito Boari, 9402 Mörschwil

Sehr geehrter Herr Hungerbühler,
in der Juli/August-Ausgabe habe ich die Artikel wegen den Kriegsveteranen gelesen. Es ist einfach unglaublich, dass man den Aktivsoldaten/-soldatinnen heute in so vielfältiger Weise die gröbsten Beleidigungen an den Kopf wirft für das, was sie 1939/45 geleistet haben unter Fahneneid. Beschämend bis in Grund und Boden, den Wehrwillen dieser Ehemaligen so zu verteufeln und lächerlich zu machen. Auf den Ausspruch eines «Blick»-Schreibers: Die Kriegsveteranen waren Anpasser – habe ich in den beigelegten Zeitungsartikel geschrieben. Ich sende denselben nun auch an den «Schweizer Soldat».
Mit freundlichen Grüssen:

Elisabeth Schwarz, Luzern

WAS GESCHAH VOR 20 JAHREN AM 16. SEPTEMBER IN DER AJOIE?

Sehr geehrter Herr Hungerbühler,
als vor einiger Zeit unsere Zeitungen über den vor 20 Jahren bei Seewen SO stattgefundenen, noch immer unaufgeklärten Mord berichteten, erinnerte ich mich an mein Dossier mit Notizen und Zeitungsausschnitten, die sich mit einem ebenfalls bis heute ungeklärten Verbrechen befassen, das vor bald 20 Jahren geschehen ist. Es handelt sich um den furchtbaren Tod des Aspiranten Rudolf Flükiger von Jegenstorf, Landwirt. Er war ein hoffnungsvoller Sohn seiner Eltern und ein junger Mann, der mit Freude seine Pflicht als Schweizer Soldat erfüllte.
Die Offiziersschule der Leichten Truppen, die auf dem Waffenplatz Bure stationiert war, führte am Freitag, 16. September 1977 einen Einzelpatrouillenlauf durch. Gegen 20.00 Uhr startete Aspirant Flükiger. Die Absolvierung des Parcours benötigte zirka 2 Stunden und 40 Minuten. Als Flükiger als einziger gegen Mitternacht nicht zurückgekehrt war, begann eine ausgedehnte Suchaktion, an der sich 140 Aspiranten und 250 Rekruten beteiligten. Sie wurde am folgenden Tag mit Helikoptern und Hunden fortgesetzt, ohne auf eine Spur des Vermissten zu stossen.
Erst am 13. Oktober fand ein Jäger im dichten Wald östlich von Grand Villars auf französischem Territorium eine grausam verstümmelte Leiche, die von den Gerichtsmedizinern als diejenige von Flükiger erkannt wurde, dem durch eine Handgranate der Leib zerfetzt worden war. Vom Körper fand man nur den Unterleib, Teile des Rückgrates, aber nicht den Kopf. Ein Teil der Erkennungsmarke wurde gefunden, nicht aber Pistole, Karte, Kompass und Taschenlampe.
Die Untersuchung führten der Untersuchungsrichter von Pruntrut und ein militärischer Untersuchungsrichter (Hauptmann). Schon nach 8 Tagen wurde die Untersuchung eingestellt. Der Untersuchungsrichter von Pruntrut veröffentlichte ein Communiqué: Eine schweizerische Handgranate sei unter dem Unterkörper des hinter einem Baumstamm knieenden Aspiranten explodiert. Daraus ergebe sich, dass die Selbstmordthese zwar nicht bewiesen werden könne, aber mindestens sehr wahrscheinlich sei.
Im Oktober 1977 publizierte die Zeitung «Impartial» in La Chaux-de-Fonds ein anonymes Schreiben, dessen Übersetzung lautet: «Ich bin regelmässiger Leser Ihrer Zeitung. Die Unterstützung, welche Sie der jurassischen Sache immer zukommen liessen, ist der Grund, weshalb ich Ihnen schreibe. Verwenden Sie von dem, was ich Ihnen anvertraue, das, was Ihnen angezeigt und notwendig scheint. Ich habe einem Priester gebeichtet, und er hat mich damit getröstet, dass die wahren Schuldigen weiter oben sind und dass ich im Interesse der guten Sache nichts unternehmen soll. Nun also: Ich habe mitgeholfen, den Aspiranten Flükiger gefangen zu nehmen. Alles war abgemacht als grosser Ulk, nämlich einen «Fritz» einzufangen und ihn drei Tage später nackt freizulassen und alles mit der Television zu filmen. Ein guter Streich wie viele andere, welche man bei uns und in der ganzen Welschschweiz so gerne geniesst und welcher die dreckigen Berner in Wut bringen sollte. Ich habe 50 Franken bekommen, und er war am Leben, als man ihn der anderen Gruppe von Béliers übergab, welche auf uns wartete. Dann allerdings wartete ich immer auf das grosse belustigende Ereignis. Jetzt hat man uns gesagt, dass das Theater schief gegangen sei, dass es aber ein Unfall war, der vorkommen kann. Der geknebelte Aspirant musste sich erbrechen und ist daran erstickt. Man hat mir noch einmal 500 Franken als Schweigegeld gegeben. Es geht nun darum, die Operation «Stille» durchzuführen. Aber ich marschiere nicht mehr. Ich höre noch immer den tapfern Burschen, wie er uns mit seinem Berner Akzent «Salaud, salaud» zuschrie, und wie unsere Gruppe sich damit amüsierte, ihn zu imitieren, als wir unsere Heldentat feierten. Nach meinem Besuch in der Kirche, wo ich seit meiner Heirat nie mehr gewesen bin, sehe ich klarer. Es lebe der Jura, aber nicht zu diesem Preis. Wenn ich nur Arbeit bekommen könnte, dann würde ich das Geld, welches ich bereits ausgegeben habe, zurückgeben. Gott möge mir und den andern vergeben. Ich habe Angst.»
Diese Darstellung klingt glaubwürdig. Die Béliers liebten und praktizierten solche Scherze. Es muss für sie schlimm gewesen sein, als sie Flükiger tot im Kofferraum fanden. Das hatten sie nicht gewollt. Der Tote musste verschwinden. Heute wissen wir, dass die Béliers Handgranaten hatten. Am 6. Oktober 1993 las ich im «Vertraulichen Schweizerbrief»: «Der Fund von rund 50 Handgranaten im Keller des Bélierchefs Daniel Pape zerrt den Fall des 1977 tot aufgefundenen Aspiranten Flükiger wieder ans Licht der Öffentlichkeit.» Aber weder vom Fall Flükiger noch von der Erledigung des Handgranatendiebstahls haben wir etwas vernommen. Unsere Obern wollten eben nicht, dass wir die Wahrheit kennen.
Im «Republikaner» vom 31. August 1978 lasen wir, dass Nationalrat Schwarzenbach eine Motion eingereicht hat. Er verlangt eine richtige Untersuchung. Er schrieb: «Ich habe manchmal das Gefühl, dass gewisse Herren es lieber hätten, wenn die Wahrheit nicht an den Tag käme. Die Selbstmordthese lässt die schwerwiegende Vermutung aufkommen, unbequemen Tatsachen aus dem Wege gehen zu wollen und den Fall möglichst rasch vergessen zu lassen. Schwarzenbach weiss auch, dass Flükigers Kameraden bei der Brevetierung noch einiges richtig stellen wollten. Es sei aber von höchster Instanz angeordnet worden, dass über den Fall Flükiger nicht mehr gesprochen werden dürfe. Er beanstandete auch, dass der Chef EMD der Familie Flükiger nie sein Beileid bezeigt habe. Er verlangte, dass geklärt werden soll, woher die Handgranate kam, da Flükiger beim Beginn des Patrouillenlaufs keine Handgranate bei sich trug. Davon, wie diese Motion behandelt worden ist, haben wir nie etwas vernommen.
Nach dem Tode Flükigers ereigneten sich in der Ajoie zwei mysteriöse Todesfälle. Am 4. März 1978 wurde der Pruntruter Polizist André Rychen verhaftet, weil er seinen Kollegen, Korporal Rudolf Heusler mit mehreren Schüssen getötet hatte. Heusler hatte sich damit beschäftigt, den Tod Flükigers aufzuklären. Bei der Verurteilung Rychens betonte das Gericht in Pruntrut, dass der Fall in keinem Zusammenhang mit Flükigers Tod stehe. Am 27. März 1978 wurde Alfred Amez, der Wirt von Grandfontaine tot in einem Kanal in Frankreich aufgefunden. Bei ihm hatten am 16. September 1977 die «Militants d'Ajoie» gefestet. Hat Amez von der Entführung von Flükiger etwas gewusst? Nach der polizeilichen Ermittlung handelte es sich um Selbstmord. Seine Frau hat sich nie dazu geäussert.
1977 gehörte der Jura noch zum Kanton Bern. Wer die damaligen Zustände im Jura kennt, dem ist es unbegreiflich, dass die Berner Justiz einen Untersuchungsrichter der mit seiner Familie in Pruntrut wohnte, mit der Untersuchung betraut. besser gesagt, belastet hatte. Hätte er eine Schuld der Béliers festgestellt, dann wäre er dort unmöglich geworden. Damals gab es im Jura Kämpfer für die Freiheit, die zu allem fähig waren, von dem sie glaubten, dass es zum Ziel führt. Die Berner Regierung war der Lage nicht gewachsen, was ich schon feststellen konnte, als ich mit ihr 1968 oder 1969 konferierte, als sie Truppen für den Ordnungsdienst verlangt hatte. Hier hätte der Bundesrat eingreifen müssen. Es handelte sich ja um ein Sprengstoffverbrechen. Aber der Chef EMD und der Chef des Justizdepartementes übten vornehme Zurückhaltung. Vielleicht fürchteten sie für die vorgesehene Abstimmung für den Kanton Jura, wenn die Stimmberechtigten die Wahrheit kannten? Auf alle Fälle hatten sie Erfolg, denn bis heute blieb die Wahrheit vertuscht. Eine Folge davon aber ist, dass ich und noch andere, die den unglücklichen Aspiranten Flükiger nicht vergessen haben, das Vertrauen in unseren «Rechtsstaat» verloren haben.

Walter Höhn, Liestal

DER WOLF IM SCHAFSPELZ

Sehr geehrter Herr Hungerbühler,
beiliegend sende ich Ihnen eine Kopie eines Briefes, den ich an Präsident Clinton sandte, sowie die deutsche Übersetzung. Nachdem ich in der «New York Times» vom 20. August 1997 von Eizenstats Geldforderungen gelesen hatte, entschied ich mich, diesen Brief an den Präsidenten zu schreiben.
Der Zeitungsartikel, von dem ich Ihnen ebenfalls eine Kopie beigelegt habe, bestätigt, was Bundesrat Delamuraz und Nationalrat Dr. Blocher bereits vor einigen Monaten gesagt haben, die Schweiz wird erpresst. Ich hoffe nun, dass allen «blinden» Eidgenossen, inklusive denen im Bundesrat, die Augen aufgehen und sie den Wolf im Schafspelz erkennen.
Ich hoffe, dass dieser offensichtliche Beweis zum Fall des «Jubiläumsfonds» führen wird, mit Leuten wie D'Amato, Bronfman und Eizenstat ist es mit Geld wie mit Haifischen, die Blut riechen, sie geben nicht auf, bis das Opfer total zerrissen ist. Die Annahme des Fonds würde nur noch die Gierde der oben Genannten anheizen, jedoch viel schlimmer ist, dass dies in den Augen der Amerikaner ein Schuldbekenntnis des Schweizervolkes sein würde, ein Schuldbekenntnis für etwas, dessen das Volk nicht schuldig ist!
Es ist nun allerhöchste Zeit, dass das Schweizervolk und seine Regierung die Gefahr und Drohungen erkennen und nach dem Motto «Einigkeit macht stark» zusammen die notwendigen Schritte unternehmen, ich auf jeden Fall werde gegen den Fonds stimmen!

Urs Rudiger, Palo Alto, Kalifornien

Dear Mister President!
How much longer do you let those hateful and unfair attacks against Switzerland go on?
How much longer do you let greed and unfairness control your foreign policy towards my country, Switzerland?
How much longer do you let Under Secretary Stuart Eizenstat extort money from the Swiss people?
I always thought that our contries are friends, is this the way of a big friend to treat a «small» friend?
I remain respectfully, yours truly: *Urs Rudiger*

EMD-INFORMATIONSCHEF

Lieber Herr Hungerbühler,
der beiliegende Zeitungsausschnitt über die Wahl von Oswald Sigg zum neuen Infochef des EMD lässt einem die Galle hochkommen. Ist der Chef EMD so naiv!
Zudem ist es ein Schlag ins Gesicht aller, die in der Armee eingeteilt sind und all jener, die sich dienstlich und ausserdienstlich für unsere Armee einsetzen.
Vielleicht gibt dies ein Thema zu einem Leitartikel.
Herzlichen Dank für Ihren Einsatz!

Peter Jung

NAZIGOLD UND JUDENGELD

Sehr geehrter Herr Hungerbühler,
Zu Ihrer persönlichen Information und zur Darlegung zuhanden Ihrer Leserschaft schicke ich Ihnen beiliegende Präzisierungen zur Vorgehensweise der Filmemacher am Beispiel von Reinhard Spitzy, dem ehemaligen Mitarbeiter der deutschen Abwehr.
Mit freundlichen Grüssen *Treumund E. Itin*

Thesenfilm BBC
«Nazigold und Judengeld
– die Schweiz als Finanzdrehscheibe
im Zweiten Weltkrieg»
Redaktion: Christopher Olgiatti, BBC, Thomas Buomberger und Peter Kamber SF DRS
Verantwortliche der Schweiz: Otto C. Honegger, Jan Kriesemer als Leiter der Sendung «Dok»
Ausstrahlung im SF DRS am 3.7.1997 mit anschliessender Diskussionsrunde, geleitet von Otto C. Honegger

Honegger: Ich möchte hier die Diskussion kurz unterbrechen und einen Augenzeugen einspielen, der im Film über die Gründe befragt wurde, weshalb die Nazis die Schweiz nicht angegriffen haben. Urteilen Sie selbst, ob seine Meinung im Film wiedergegeben wird.
Herr Spitzy, Sie sassen im Zweiten Weltkrieg zuerst im Vorzimmer von Aussenminister Ribbentrop und danach von Abwehrchef Canaris. Sie haben im BBC-Film ausgesagt, dass ein Einmarsch in die Schweiz nicht in Frage gekommen wäre für die Deutschen, weshalb?
Reinhard Spitzy: Aus verschiedenen Gründen wäre ein Einmarsch zwecklos und kontraproduktiv gewesen. Die Schweizer waren erstklassig gerüstet. Man war der Ansicht – und das sagte mir auch Canaris – ein Einmarsch in die Schweiz hätte elf Divisionen gekostet und wäre zu kostspielig und völlig sinnlos. Denn wir konnten die Schweiz erpressen. Wir hatten sie total umzingelt, und am Anfang des Krieges war ja sogar Russland auf deutscher Seite. Und dann liefen die Engländer über den Kanal davon. Die Franzosen liessen sie allein und wir hatten die Schweiz total eingeschlossen. Was sollten denn die Schweizer eigentlich anderes machen als sich zu versuchen? Als einzige allein in diesem total deutsch besetzten Europa konnten sie sich ja nicht gegen die Deutschen stellen. Und die Schweizer lebten immer von Geschäften und von Import und von solchen Sachen. Sie konnten ja ganz einfach nicht leben ohne Geschäfte, ohne Bankgeschäfte und alle diese Sachen. Das war ja doch absolut seit Jahrhunderten ihr Beruf.

Otto C. Honegger: Aber im Film sagten Sie doch, mehr oder weniger, dass die Schweiz nur wegen dem überlebt habe, und nicht wegen der Armee.
Reinhard Spitzy: Na ja, es kommt alles zusammen. Denn Hitler hat natürlich die Schweiz respektieren müssen, weil sie eine derartig grossartige Fortifikation in den Bergen hatte und eine absolut tadellose Armee und auch eine sehr vernünftige gute Einstellung des Schweizervolks. Denn Nazis hier in der Schweiz gab es ja praktisch kaum welche. Also das alles wurde respektiert, und Hitler hätte ja gar keinen Grund gehabt, die Schweizer anders zu behandeln als wie sie zu erpressen; das hat er ja gemacht.

Otto C. Honegger: Haben Sie das der BBC nicht gesagt?
Reinhard Spitzy: Die BBC war bei mir 1 Stunde und 20 Minuten, und da hatte ich den Leuten, dem Herrn Marx mitgeteilt, warum die Schweiz das Beste aus ihrer Situation machte und dass sie gar nichts anderes machen konnte, denn sie war in einer hoffnungslosen Lage und konnte ja nicht allein in Europa gegen Deutschland den Winkelried spielen.
Dies habe ich der BBC gesagt. Und was machte die BBC? Die machte eine Sendung, wie ich jetzt gesehen habe, und in dieser Sendung komme ich ganze 1 Minute und 9 Sekunden dran. Und da brachten sie lediglich ein paar ironische und kritische Bemerkungen, die ich zur Schweiz machte. Aber wenn ich die Schweiz verteidige, 1 Stunde 20 Minuten, da werde ich ja wohl auch ein paar kritische und ironische Bemerkungen machen müssen, sonst ist das Ganze ja unglaubwürdig.
Und die Schweizer haben sich fabelhaft benommen, sie waren korrekt. Sie hatten auch eine Waffenindustrie gebraucht für ihre Armee. Die konnte aber allein nicht von den Schweizer Einkäufen leben und modern sein. Sie musste exportieren. Es haben auch die Schweden exportiert, es haben alle exportiert nach Deutschland, auch die Russen, auch die Amerikaner haben exportiert.

Otto C. Honegger: Wie weit waren denn Sie in Deutschland auf diese Waffenexporte der Schweiz angewiesen?
Reinhard Spitzy: Aber mein Gott, davon haben wir ja natürlich nicht gelebt. Es kamen von Oerlikon gewisse Detonatoren für die 8.8-Flak-Geschütze und dann, was ich weiss, einige Spezialsachen. Und die Schweizer hatten sehr korrekte, sehr gute Instrumente. Das haben sie gemacht. Aber wir haben ja auch den Schweizern dafür liefern müssen, Sachen, die uns gar nicht so angenehm waren und wieder unser Kriegspotential geschwächt haben. Also zumindestens haben wir den Schweizern liefern müssen an Schwächung, was die Schweizer dann uns an Stärkung. Aber das glich sich vollkommen aus. Dass da eine einseitige Schweizer Hilfe für Deutschland war, ist vollkommen lächerlich und Unsinn.

Otto C. Honegger: Fassen wir nochmals zusammen: Was hat Ihrer Ansicht nach die Schweiz gerettet? Bestand nie eine Bedrohung von Deutschland aus?
Reinhard Spitzy: Na ja, wissen Sie, Hitler war ein Prophet und kein Politiker. Und der hätte natürlich in der Verzweiflung am Schluss im letzten Jahr weiss Gott was für Unsinn machen können. Es wäre ja auch möglich gewesen, dass er plötzlich in seiner Verrückheit, die ja tatsächlich schon da war, die Schweiz angreift, genau so, wie er auch einmal in den Vatikan hineinmarschieren wollte. Und Weizsäcker hielt ihn ab davon. Also da bestand schon eine gewisse Gefahr eines deutschen hitlerischen Verzweiflungsschrittes. Denn Hitler arbeitete ja nicht logisch. Er war sehr intuitiv. Und das Wasser ging ihm schon langsam bis zum Hals. Er bekam diesen Zweifrontenkrieg, den er nicht haben wollte, und natürlich weiss man nicht, was so ein Mann dann für reale Entschlüsse fasst. Also mussten die Schweizer, und vor allem Guisan, der ja ein hervorragender General war, sich vorsehen und generalstabsmässig auch für so einen Fall vorbauen, und haben sich fabelhaft gerüstet, fabelhaft verteidigt und haben eine hohe Kampfmoral gehabt. Das ist gar kein Zweifel.
Und daher sagte Canaris, ein Einmarsch in die Schweiz würde uns elf Divisionen kosten, die wir einfach nicht haben. Dadurch fällt die Sache schon flach.

Otto C. Honegger: Vielen Dank Herr Spitzy für diese interessanten Ausführungen.

MILITÄRSACHENSAMMLER

Sehr geehrter Herr Hungerbühler,
da sie mich sicherlich nicht kennen, möchte ich mich nun gleich zuerst kurz vorstellen:
Mein Name ist Daniel Knopf, bin 19 Jahre alt, wohne in Baden im Kanton Aargau, bin im dritten Lehrjahr meiner vierjährigen Lehre als Elektroplaner und seit rund fünf Jahren leidenschaftlicher Militärmaterial-Sammler. Womit ich nun auch schon beim Kernpunkt meines Schreibens angelangt bin. Wie bereits angetönt, ist dies mein ganz grosses Hobby, welches ich mit grossem Eifer verfolge und den grossen Teil meiner Freizeit diesem Thema widme. Da ich nun aber mit meinem kleinen Stiftenbudget aufs äusserste eingeschränkt bin, ist es mir leider nicht immer möglich, auf Börsen, Flohmärkten oder von Sammlerkollegen (von welchen ich hauptsächlich vom Armeemuseum Thun kenne) alles Gewünschte erstehen zu können. Und da ich auch noch zusätzlich viele Mitgliederbeiträge (Militärmuseum Thun, Festungsmuseum Reuenthal, Fliegermuseum Dübendorf, ...) und abgesehen von diversen Spenden bezahle, hat man auch schon wieder ein rechtes Ausgabenbudget aufs Jahr hinaus zusammen.
Deshalb würde ich mich sehr freuen, wenn Sie mir für mein kleines Privatmuseum (welches ich in meinem Zimmer und diversen anderen Räumen habe) Militärisches Ihrer Laufbahn, oder natürlich auch Ihrer Kollegen, zuschicken könnten, was für mich natürlich absolut super wäre. Egal, was auch immer, denn ich sammle kreuz und quer durch die Militärgeschichte, und wirklich alles! Ich würde mich also schon riesig über Kleinigkeiten wie: Achselpatten, Reglemente, Bérets, Batches und jeglichen Krimskrams freuen, was mich natürlich gerade ebenso interessieren würde, währen Sachen wie Uniformen, Hüte, ... Wie bereits gesagt, habe ich wirklich an allem Freude, was bei Ihnen eventuell herumliegen und verstauben würde, da Sie es nicht mehr brauchen.
Ich hoffe, dass Sie meine Mühe belohnen, indem ich von Ihnen hören würde, und möchte Ihnen versichern, dass Sie einem jungen Sammler eine wirklich riesige Freude bereiten würden.
Knopf Daniel
Kräbelistrasse 25
5400 Baden
Tel 056 222 34 50

Lieber Herr Knopf
Gerne veröffentliche ich Ihren Brief unter der Rubrik «Leserbriefe» und hoffe für Sie, dass Ihr Wunsch erfüllt wird.
Mit freundlichen Grüssen *W. Hungerbühler*

Der Aufstieg des Fussballsportes

Schon die römischen Truppen spielten eine Art Fussball

tic. Heute, im Zeitalter der Technik, die den modernen Menschen formt, streitet man sich ab und zu um ein technisches Datum oder einen Erfindernamen. Sogar der Sport hat «ähnliche Sorgen». Wenn man sich über einige Sportarten nicht recht im klaren ist, wo ihre Geburtsstätte liegt, so weiss man doch mit Sicherheit, dass das populärste Rasenspiel – der Fussball – aus England stammt.
Zweifellos hatte auch der Fussball seine Vorgänger, wie dies aus historischen Aufzeichnungen deutlich hervorgeht. So spielten die römischen Truppen als Zeitvertreib eine Art Fussball, wohl aber ohne Regeln, planlos und äusserst hart, wobei ganze Dörfer und Städte teilnahmen. Wahrscheinlich setzten sie sich zum Ziel, ihren Fussball nur in das feindliche Lager zu spedieren. Bis aber das runde Leder seinen richtigen Platz auf dem grünen Rasen fand, verging eine lange Zeitspanne, denn sogar in England praktizierte man vorerst einen «Strassenfussball», was jeweils zu Raufereien führte.
Welch gewaltigen Aufschwung aber diese «Spielerei» haben sollte, ahnte damals niemand. Im Jahre 1863, also vor 134 Jahren, gründeten die Engländer den ersten und heute noch bedeutendsten Fussballverband der Welt: die Football Association. Damit wurde das Fussballspiel in geordnete Bahnen gelenkt und erhielt seine Regeln, die noch heute (wenn auch zum Teil abgeändert) überall Geltung haben und in jedem Land gleich gehandhabt werden.